

Und die Wasser stiegen : nach einer Begebenheit

Autor(en): **Pöhlmann, Olga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **12 (1908-1909)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ostern.

Es geht ein Raunen und ein Weben
 Durchs Dämmerblau der Osternacht,
 Des Bergwalds graue Riesen heben
 Ihr Haupt, von langem Schlaf erwacht.

Es lüftet Schleier sich um Schleier
 Vom Antlitz der verjüngten Welt,
 Des Windes Atem flutet freier
 Belebend übers weite Feld.

Und alte, frohe Botschaft tragen
 Nachtwind und Wolken übers Land,
 Die Botschaft von den Sonnentagen
 Aus eines neuen Lenzes Hand.

Im heil'gen Frührot dampft die Scholle,
 Heil klingt der ersten Lerche Schlag,
 Dem Ost entsteigt der gnadenvolle,
 Geheimnisreiche Ostertag.

A. Stier.

Und die Wasser stiegen.

Nach einer Begebenheit erzählt von Olga Böhlmann..

Auf dem Wattmeer zwischen den Inseln Wieheroog und Wintrum ruderten zwei Männer. Sie ruderten mit der Gleichmäßigkeit und Ruhe von geübten Fahrern. Am Steuer des kleinen Bootes saß ein Dritter, ein starker, frischer Bursche, ein echter Frieser, mit dem kurzgeschnittenen, rötlich-blonden Haar, auf dem die Soldatenmütze saß, und den blauen Augen.

Die Männer ruderten schweigend. Die Kraftanstrengung war zu groß. Dichte Tropfen standen auf ihren Stirnen. Doch der am Steuer sprach unablässig. Er erzählte, fragte und lachte in einem fort, in dem ganzen wonnigen Glücksgefühl des über Weihnachten heimkehrenden Urlaubers.

Das Meer rollte träge seine schiefergrauen Wogen dahin. Sie und da tauchte ein Schifferzeichen über den farblosen Gewässern in die Höhe, hüpfte auf und nieder und verschwand unter einer eilig daherstürzenden Welle, um gleich darauf wieder aufzutauchen. Möwen flogen mit miß-tönendem Schrei dicht überm Wasser dahin. Es war Ebbe.

Das Meer ruhte. Und die Nebel lagen schwer und erdrückend über ihm. Sie senkten sich wie riesige Spinnennetze herab. Sie wogten und wallten über den Gewässern und hüllten alles in ihre grauen Schleier. „Ich sollte meinen, wir müßten nahe bei Vintrum sein,“ sagte ein Mann am Ruder. „Sollt's auch meinen,“ brummte der andere. „Der Zeit nach dürften wir schon da sein.“ Sie sprachen das singende Blatt der Nordseeinseln.

Der junge Bursche hatte die grauen Nebelwogen mit den Augen zu durchdringen gesucht.

„Wir sind's ja auch,“ rief er frohlockend. „Da schaut nur grad aus — da liegt ja Vintrum. An der Hellingdüne kommen wir an. Ich erkenne die Stelle ganz genau. Dort — eine Viertelstunde westwärts, muß das Dorf sein.“

Die beiden anderen nickten erfreut.

„Ja, wahrhaftig — das ist Vintrum. Na, Edzard, jetzt heißt's aber laufen, daß die blonde Maike nicht zu lange auf ihren Schatz warten muß!“ Und die verwitterten Gesichter der Fischer grienten.

Langgestreckt und weiß lag der Strand vor ihnen. Mit leisem Knirschen fuhr das Boot auf dem Sande auf. Eine Schar Möven stob erschreckt in die Höhe.

„Bist Du auch sicher, Edzard, daß das Dorf nur eine Viertelstunde entfernt ist?“ fragte der eine Schiffer.

„Natürlich, Hinrich. Ich werde doch Vintrum kennen! Kehrt nur gleich um. Es muß bald Flutzeit sein. Ihr müßt sehen, daß Ihr zu Hause seid, ehe die Nebel noch dichter werden.“

Er nahm sein schmales Soldatenbündelchen und reichte den Männern die Hand. „Gebabt Euch wohl — und nochmals schönen Dank.“ Sie schieden mit der Wortfargheit der Inselbevölkerung. Edzard Dirksen stand noch eine Minute und sah zu, wie Hinrich das Boot vom Lande abstieß und wie sich die beiden Männer in die Ruder legten.

Langsam verschwand es vor seinen Augen. Die Nebel wogten und wallten und hüllten das Fahrzeug in ihre grauen Schleier. Noch ein ferner Ruderschlag — dann Stille. Edzard wandte sich westwärts. Dort mußte das Dorf liegen. Er beschleunigte seine Schritte — die alten Eltern — die jungen Geschwister — und Maike, die blonde Maike, so blond, so frisch und rosig! Wir ihre blauen Augen lachten!

Heute abend würde er mit ihr in die Christmette gehen! Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, daß er die Kaserne verlassen — heute früh — im Morgenrauen. Und dann mit der Bahn — und dann mit dem Dampfboot, das einmal am Tag den Verkehr mit dem festen Land vermittelte, nach Wieheroog. Doch das Segelboot nach Vintrum konnte nicht fahren. Es gab keinen Wind.

Still und unbewegt lag die See.

Edzard war in Verzweiflung. Er mußte und mußte heute nach Hause — heute, am Weihnachtstag — mußte mit der blonden Maife zur Christmette. — Er bot alles auf, Geld und gute Worte.

Endlich entschlossen sich die Schiffer Djarf Djarfsen und Hinrich Hinrichsen, ihn hinüberzufahren.

Und nun ging es der Heimat zu. Wieder beschleunigte er seine Schritte — sein Fuß versank in dem weichen Dünen sand. Jetzt mußte er doch bald die Lichter des Dorfes sehen — die Lichter eines verfrühten Christbaumes — — Aber kein Schimmer drang durch die immer schwerer herabsinkende Dunkelheit. Edzard spähte scharf durch den Nebel. Nichts. Nur Stille und leises Meeresrauschen. Und hie und da ein schriller Mövenschrei. Es überlief ihn plötzlich heiß.

Sollte er verkehrt gegangen sein, sich im Nebel doch über die Lage des Dorfes getäuscht haben? Er wandte sich um. Er lief beinahe den Weg zurück, den er gekommen — immer seinen Fußspuren nach. Hier — hier hörten sie auf. Hier hatte das Boot angelegt. Die Stelle war schon verschwunden. Die Flutzeit kam. Das Wasser war gestiegen.

Edzard blickte sich um.

Eine dumme, törichte Angst befiel ihn plötzlich, eine Angst vor der schweigenden Stille ringsum, vor der Stille und Einsamkeit — — —

Wohin sollte er sich wenden?

Die Insel war groß, und in dem gleichmäßigen Auf und Nieder der Dünen der richtige Weg schwer zu finden.

Er mußte und mußte ihn finden — er mußte ja mit der blonden Maife zur Christmette. Er lief auf's Geratewohl in die Insel hinein. Der Strand wollte gar nicht enden. Wann begannen denn die Dünen, hinter denen das Dorf lag? — Und plötzlich kam etwas Furchtbares über den einsamen Wanderer: etwas Entsetzliches, etwas, das ihm eiskalte Schauer durch den Leib jagte, das seine Haare in die Höhe sträubte, etwas, das ihm eine Sekunde, eine fürchterliche, endlose Sekunde lang den Herzschlag raubte —

Er war nicht auf Vintrum — er war auf einer der der Insel vorgelagerten Sandbänke. Er hatte sich geirrt — er war ausgefetzt. Er war verloren.

In wenigen Stunden würde die Sandbank von der steigenden Flut überschwemmt und sein Leib hinausgerissen werden in die rollende Nordsee — wenn es ihm nicht gelang, zu fliehen.

Doch wohin — wohin?

Das eiskalte Entsetzen, das das Blut in seinen Adern hatte erstarren lassen, wich brennender, versengender Glut. Und das zurückgedrängte Leben löste einen schrecklichen, weithin hallenden Schrei aus. Edzard rannte ans Ufer zurück und schrie und schrie — nach den Männern schrie er, die ihn hergebracht, die ebenso getäuscht, wie er selbst, von ihm selbst noch bestätigt,

ihn hier der Verzweiflung, dem Tode überliefert hatten. Er schrie und schrie — ach! Er hatte ja das Boot im Nebel verschwinden sehen — in dem gräßlichen, undurchdringlichen Nebel, der sich jetzt vor seinem entsetzten Auge zu greulichen Frazen zusammenballte, die ihn höhnisch angrinsten.

Eine Möve flog, aufgeschreckt durch die menschliche Stimme, in die Höhe. Dort — wo sie hinsflog, lag das Land — lag Vintrum. „Vorbei —“ schien ihr heiserer Schrei dem Burschen zuzurufen. Und Edzard rannte in der Richtung, wohin die Möve entflohen. Dort — dort mußte Vintrum liegen — —

Das Wasser rauschte und stieg. Die Wellen ebften schon mit größerer Gewalt gegen den Strand an. Sie führten einen weißlichen Gischt mit sich und entluden sich zischend über dem bleichen Sande. — Edzard stand jetzt auf der entgegengesetzten Seite der Sandbank.

Und da teilte sich der Nebel plötzlich, und ihm war, als sähe er fern, ferne den langgestreckten Strand seiner Heimatinsel. Im nächsten Moment hatte er sich der Stiefeln und des Uniformrockes entledigt. Schwimmen — schwimmen — hinüberschwimmen — — — —

Der folgende Augenblick ließ ihn das Aussichtslose, die Torheit dieses Gedankens einsehen. Die furchtbare Strömung würde jeden Versuch vereiteln, abgesehen davon, daß das Land viel zu weit entfernt lag. Und er war, wie sehr viele der Nordseefischer, kein geübter Schwimmer. — — —

Nochmals erhob er seine Stimme — er schrie über das Wasser, er schrie die Namen seiner Eltern, Maikes Namen — —

Die wahnsinnige Hoffnung, daß ein verspätetes Fischerboot, ein einsamer Wanderer ihn hören würde, beseele ihn — — — doch kein Laut drang aus dem Dunkel zu ihm — nur das Wasser rauschte und gurgelte — — — und ein fernes Donnern grollte heran — die Flut, die steigende Flut.

Da brach der Mann in die Kniee. Er schrie nicht mehr nach den Menschen, nach menschlicher Hilfe. Seine gemarterte Seele fand den Weg zu Gott. Und er betete mit gerungenen Händen, er bat und flehte um sein Leben, sein junges, hoffnungreiches Leben — — — —

„Hohohoho!“ grollte es über den Gewässern. Die Flut stieg. Edzard starrte auf die Wogenmassen, deren Höhe jetzt schon beinahe die Höhe der Sandbank erreicht hatte. Wie lange er schon in dieser entsetzlichen Einsamkeit gewesen — er wußte es nicht.

Dort kam er, der große König, der Herrscher über alles Leben. Auf den schwarzen Wogen stand er, und die Gischtrosse galoppierten näher und näher.

Nicht weit von Edzard entfernt lag eine tote Möve. Sie lag auf dem Rücken — die Flügel ausgebreitet, die starren Augen nach oben gerichtet.

So würde auch er liegen — in kurzer Zeit — vielleicht in einer Stunde — wenn ihn die Nordsee nicht hinausriß in den unendlichen Ozean — — —

Ein wahnsinniges Grauen schüttelte den einsamen Mann. Das natürliche Entsetzen des Lebens, des warmen pulsierenden Lebens, vor dem Tod. —

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

In seinem Soldatenbündelchen steckte eine Flasche mit Bunscheffenz. Er hatte sie seinen Eltern mitbringen wollen.

Das war der Retter. Er wollte trinken — trinken — trinken — bis sich ein Nebel um seine Sinne legte, ein befreiender, erlösender Nebel — und dann mochte der Tod kommen.

Ein einsameres Trinkgelage war wohl nie gehalten worden! Mit den Zähnen zog er den Kork heraus.

Da ergriff ihn plötzlich ein namenloser Ekel.

Nein! Nicht im Kausch — fest — aufrechtstehend wollte er den Tod erwarten. Ruhig, wie ein Soldat die feindlichen Kugeln.

Und er schleuderte die Flasche mit weitem Schwung hinaus in das rollende Meer. Eine tiefe Stille kam nach der Tat über ihn. Er hatte sich ergeben. Und die Ergebung bringt den Frieden.

Die furchtbare Todesangst wich. Er konnte plötzlich wieder klar denken.

Er dachte der Reihe nach an alle, die ihm nahe gestanden, abschiednehmend dachte er an jeden Einzelnen, die Eltern, die Braut, die Geschwister, die Freunde zu Hause und in der Kaserne, von denen er heute mit Scherzworten geschieden — — — — —

Eine einsame Träne schlich sich über seine Wangen. Es tat doch weh! Mit dieser Träne nahm er Abschied vom Leben. Und nun erfaßte ihn stumpfe Gleichgiltigkeit. Er beobachtete fast mit Interesse, wie der Boden weicher und weicher wurde, wie sich, wo sein Fuß stand, eine kleine Höhle bildete, in der bräunliche Flüssigkeit schimmerte. Alles um ihn schien sich zu heben, zu schwanke — es war, als brächen überall verborgene Quellen auf. Die tote Möbe schien plötzlich zu leben. Das Wasser hob den einen Flügel — dann den andern — es sah aus, als bewege sie sich. Doch es war der Tod, der Tod, der in unzähligen kleinen Wässern gefroren kam, wie die Rabe das Nest beschleicht, in der die zitternde Brut sitzt. Jetzt flutete eine große Woge heran. Neckisch beinahe — hüpfend und tanzend, gischtgekrönt — näher und näher — gleichsam auf Hunderten von Füßen laufend — und entlud sich breit und leise zischend vor ihm.

Dann eilte sie wieder zurück — hastig, als habe sie sich unvorsichtig in feindliches Gebiet gewagt.

Eine zweite kam — rollte daher und verebbte einen halben Meter von ihm entfernt —

Doch jetzt nahte es sich — wogend, flutend — wie getragen von unsichtbaren Händen — überschäumend von Freude und Machtgefühl — er fühlte es kalt herandrängen — er fühlte das Wasser seine Füße umspielen — er fühlte den Boden unter sich sinken — wie der willenlose Sklave niedersinkt, wenn der Herr kommt. Es donnerte und rollte rings um ihn her — das Meer brüllte auf und griff nach seinem Opfer in zitternder Gier — —

Die Woge hatte die ganze Sandbank überschwemmt und die tote Möve mit hinausgetragen in den grollenden Ozean.

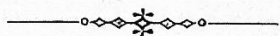
Da plötzlich klang ein Ton durch das Getöse und die Finsternis — ein heller, klarer Ton —

Weihnachtsglocken! Weihnachtsglocken, die zur Christmette riefen. Nun gingen sie alle den schmalen Kirchsteig hinauf — sie saßen in dem altersgrauen Gestühl vor der Kanzel und dachten an ihn und beteten für ihn —

Immer klarer, immer deutlicher klang der süße Laut durch den Nebel. Er übertönte das Rollen und Stampfen des Meeres, das Zischen der heranstürmenden Wogen.

Da kniete der Mann nieder und laut und stark brach es von seinen Lippen:

„Vater unser, der Du bist im Himmel!“



Frühlingstage auf Korsika.

Von Max Zollinger, Zürich.

Mit 8 Illustrationen, zum größten Teil nach photographischen Aufnahmen von Dr. G. Senn (Basel).

Ein rauher Alpweg führt uns vom „Torre di Seneca“ zunächst über magere, steinige Weiden, auf denen nur die genügsame Ziege spärliche Nahrung findet; mehr als mannshohe Ericagebüsche (*Erica arborea*) und Erdbeerbäume (*Arbutus Unedo*) drängen sich zwischen den herumliegenden Felsblöcken hervor und bilden zusammen mit andern immergrünen Buscharten, die bisweilen eine Höhe von 3—4 Meter erreichen, dichte, kleine Wälder mit ausgesprochenem Urwaldcharakter, die sogenannten *Macchien* oder *Macquis*; in diesen „immergrünen Buschwäldern“, wie man das Wort nach dem Vorschlag der Botaniker am treffendsten wiedergeben könnte, ist der Wanderer, der leichtsinnig den sicheren Pfad verläßt, einfach verloren, wenn ihm nicht ein günstiger Zufall einen Weg aus dem dichten Gewirr von Riesensträuchern und Schlingpflanzen weist. Die *Macchien* bieten denn auch den korsischen Banditen, die übrigens im Gegensatz zu den Räuberhorden der Abruzzen den wehrlosen Wanderer ruhig seine Straße ziehen lassen, sichere Schlupfwinkel, wo sie der rächende Arm des Gesetzes niemals erreichen kann; die häufigen Redensarten: „è andato nella macchia“ (er ist in die *Macchien* gegangen), oder: „è alla campagna“ (er lebt auf offenem Felde) deuten verhüllend an, daß der Betreffende mit der Polizei in Konflikt geraten ist.

Nach und nach treten vereinzelte Kastanienbäume auf, die sich bald zu kleinen Wäldchen zusammenscharen, und zu beiden Seiten des Weges breitet sich ein grüner, mit zarten, herrlich duftenden Veilchen durchwirkter Teppich aus. Die Oliven, die sich schon weit oben am Berg unter die Kastanien mischen, nehmen immer mehr überhand, die Kastanien weichen zurück und endlich steigen wir über die Terrassen der Weinberge von *Pino* hinab auf die Nationalstraße, die das *Cap Corse* mit *St. Florent* (*San Fio-*